

SONDERDRUCK AUS

D 22 201 F

Zeitschrift für philosophische Forschung

Herausgegeben von Otfried Höffe
Band 55 · Heft 4 · Oktober – Dezember 2001

CHRISTOPH JÄGER
Reformierte Erkenntnistheorie

OLAF MÜLLER
Der antiskeptische Boden unter dem Gehirn im Tank.
Eine transzendente Fingerübung mit Intensionen

JACOB ROSENTHAL
Einige Bemerkungen zum Gettier-Problem

CARSTEN GIESKE
Bolzano über den Sinn von „Wahrheit“

ANSGAR BECKERMANN
Zur Inkohärenz und Irrelevanz des Wissensbegriffs

PETER BAUMANN
Ist der Begriff des Wissens inkohärent?



VITTORIO KLOSTERMANN · FRANKFURT AM MAIN

Olaf Müller, Göttingen

Der antiskeptische Boden unter dem Gehirn im Tank Eine transzendente Fingerübung mit Intensionen

I. Cartesische Skepsis und das Gehirn im Tank

Könnte es sein, dass alle (oder doch: fast alle) unserer Meinungen über die Aussenwelt falsch sind? Diese beunruhigende Möglichkeit wurde in der philosophischen Tradition seit Descartes mithilfe von ewigen Träumen oder bösen Täuscherdämonen motiviert¹ – mithilfe skeptischer Szenarios, die bei Lichte besehen nicht einfach zu verstehen sind. *Haben wir einen kohärenten Begriff von Dämonen? Kann man den Begriff des Träumens in der Gegenwart auf sich selbst anwenden oder auf Subjekte, die überhaupt nie wach sind?*²

Solchen Verständnisschwierigkeiten ist das neuere Szenario vom Gehirn im Tank nicht ausgesetzt. Unter diesem skeptischen Szenario ist der Träger des getäuschten Bewusstseins ein normales menschliches Gehirn, das genauso funktioniert wie z. B. mein eigenes Gehirn. Das getäuschte Gehirn steckt allerdings nicht in einem Menschenkörper, sondern (seit Beginn seiner Existenz) in einem Tank mit Nährflüssigkeit; diese missliche Lage fällt ihm deshalb nicht auf, weil seine afferenten und propriozeptiven Nervenbahnen an einen gigantischen Computer angeschlossen sind, der dem Gehirn einen normalen Körper (einschliesslich funktionierender Sinnesorgane) und eine normale Wahrnehmungsumwelt vorgau-

¹ Den ewigen Traum bringt Descartes in [RDVP]: 511 und [DDM]: 32 ins Spiel; den Täuscherdämon in [MDPP]: 22/3.

² Putnam weist auf das erste der beiden Verständnisprobleme hin, wenn er argumentiert, dass die Rede von körperlosen Seelen (wie sie in der Dämonengeschichte verwendet werden) unverständlich ist ([S]: 247-49). Und er plädiert gegen die Verständlichkeit von Begriffen wie „Hexe“ und „Zauberei“ in [RP]: 44. Hinsichtlich der Verständlichkeit des Traumszenarios lehnt sich Malcolm besonders weit aus dem Fenster; er behauptet, dass man den Satz „Ich träume jetzt“ nicht sinnvoll verwenden kann ([D]: 109/110) und dass man anderen Subjekten vergangene Träume nur zuschreiben kann, wenn diese *nach dem Aufwachen* von ihrem Traum erzählen ([D]: 54-69). Der letzte Punkt scheint zu implizieren, dass es keine Träume geben kann, denen kein Aufwachen folgt.

kelt.³ Alle Beobachtungsmeinungen des eingetankten Gehirns beruhen auf Computersimulation; alle diese Meinungen (und alle darauf aufbauenden Theorien) sind falsch.⁴

Damit haben wir ein skeptisches Szenario vor Augen, das bei aller Unwahrscheinlichkeit verständlich ist und das (genau wie seine weniger verständlichen Vorläufer) all unsere Wissensansprüche über die äussere Welt zu untergraben scheint. Kurz, das neue Szenario ist so radikal wie seine Vorläufer, nur besser verständlich.

Wer also etwas gegen die skeptische Herausforderung unserer Wissensansprüche hinsichtlich der Aussenwelt unternehmen will, sollte seine Aufmerksamkeit auf das Gehirn im Tank konzentrieren. Ich möchte im vorliegenden Aufsatz die These vertreten, dass sich das Szenario vom Gehirn im Tank exemplarisch und definitiv widerlegen lässt.

Die Grundidee der vorzuführenden Widerlegung stammt von Hilary Putnam und wurde im Jahr 1981 als erstes Kapitel seines Buches *Reason, Truth and History* veröffentlicht. Obwohl Putnams antiskeptisches Argument eine Flut von kritischen Stellungnahmen ausgelöst hat, die bis heute nicht versiegt ist, fehlt es uns meiner Ansicht nach immer noch an einer befriedigenden Darstellung des Arguments von Putnam. Weder lässt sich aus Putnams ursprünglicher Präsentation des Beweises dessen genaue Form eindeutig ablesen, noch dreht sich der Streit in der Literatur um die Hauptprobleme des Beweises. Diesem Missstand möchte ich mit den folgenden Überlegungen abhelfen. Mein Ziel besteht darin, zum ersten Male eine Version des Beweises von Putnam vorzulegen, die transparent und wirklich wasserdicht ist.

Wir werden mit unseren Erörterungen (in Abschnitt II) bei einer Rekonstruktion des Beweises ansetzen, die Crispin Wright mit viel Umsicht erarbeitet hat und die von Hilary Putnam ausdrücklich als Verbesserung seiner eigenen Präsentation gepriesen wird.⁵ Wie wir sehen werden, hat der Beweis in dieser verbesserten Fassung einen entscheidenden Haken: Er setzt voraus, was erst zu zeigen ist (Abschnitt III). Doch dieser Makel lässt sich beheben. Statt den Beweis (wie bei Crispin Wright) mit *extensionalem* semantischen Vokabular zu führen, sollte man ihn in eine *intentionale* semantische Redeweise übersetzen (Abschnitt IV). Nach Überwindung einiger technischer Schwierigkeiten (die in den Abschnitten V und VI zum Vorschein kommen werden) möchte ich zeigen, dass das Er-

³ Vergl. Putnam [RTH]: 5/6, 12.

⁴ Vergl. Wright [OPPT]: 218/9.

⁵ Vergl. Wright [OPPT] und Putnams Zustimmung in [CWOB]: 284.

gebnis dieser Übersetzung zu einem logisch tadellosen Beweis führt, der all unsere antiskeptischen Hoffnungen erfüllt (Abschnitte VII und VIII). Unser Beweis wird einen transzendentalen Trick ausnutzen, der in Putnams ursprünglicher Fassung implizit enthalten war und in Wrights Rekonstruktion vollständig unter den Tisch gefallen ist. Wenn ich mit meinen Überlegungen richtig liege, muss Putnams Beweis transzendental geführt werden: Was das für die Schlagkraft des Beweises in der Auseinandersetzung mit der Skeptikerin bedeutet, werde ich zum Abschluss dieses Aufsatzes beleuchten (Abschnitt IX).

II. Putnams Beweis in der Fassung von Crispin Wright

In der Fassung von Crispin Wright hängt der Beweis gegen das Gehirn im Tank von zwei Prämissen ab, die beide etwas über die Referenz ein und desselben generellen Terms (wie z. B. „Tiger“) besagen.⁶ Die erste Prämisse gilt analytisch und ergibt sich aus unseren Konventionen für den Gebrauch von Anführungszeichen:

(1) In meiner Sprache referiert das Wort „Tiger“ auf Tiger.⁷

Dass diese Prämisse zutreffen muss, zeigt folgende Überlegung. Nehmen wir an, dass ich mich (schriftlich) frage, welche Gegenstände mein (geschriebenes) Wort „Tiger“ bezeichnet. Dann *könnte* ich auf diese Frage eine Reihe informativer Antworten riskieren (indem ich etwa die biologischen Merkmale von Tigern hinschreibe); wenn ich aber auf die Frage etwas garantiert Wahres antworten will, ohne das geringste Risiko einzugehen, dann kann ich es mir leicht machen und folgendes aufschreiben:

(1*) Das Wort bezeichnet die Tiger!

⁶ Wright führt den Beweis allerdings nicht mit Tigern, sondern zuerst mit dem Ausdruck „brain in a vat“ ([OPPT]: 224) und generalisiert ihn später für beliebige generelle Terme (cf. [OPPT]: 236/7). Auf diese Generalisierung hat sich Putnam gestützt, als er im Dezember 1984 (während des *Ersten Göttinger Philosophischen Kolloquiums*) Crispin Wrights Beweis anhand des Wortes „Baum“ vorführte und verteidigte.

⁷ Vergl. Schritt (iv) in Wright [OPPT]: 224, 236. Derartige Disquotationsprinzipien gehen auf Tarskis bahnbrechende Überlegungen zum Wahrheitsbegriff zurück, die sich laut Tarski auch auf den Begriff des Bezeichnens ausdehnen lassen, vergl. Tarski [WIFS]: 104/5.

In dieser Antwort verwende ich genau das Wort, nach dessen Referenzobjekten ich mich gefragt hatte. Und natürlich bezeichnet das Wort jedes Objekt, das ich durch Verwendung des Wortes zu benennen pflege; was sonst? (Diese Überlegung funktioniert nur deshalb, weil das betrachtete Wort derselben Sprache angehört, in der die Antwort auf die Frage formuliert worden ist; die gesamte Überlegung spielt sich in *meiner* Sprache ab, in der Sprache des schriftlich Argumentierenden).

Die zweite Prämisse des Beweises in der Fassung von Crispin Wright sagt etwas Negatives über die Referenzobjekte des Wortes „Tiger“ aus dem Munde eingetankter Gehirne:

(2) In der Sprache eingetankter Gehirne referiert das Wort „Tiger“ nicht auf Tiger.⁸

Diese Prämisse gilt zwar nicht analytisch. Aber sie ergibt sich apriori aus einer Überlegung zu den Bedingungen der Möglichkeit, mithilfe z. B. des Artnamens „Tiger“ echte Tiger zu bezeichnen.⁹ Wie man sich durch Gedankenexperimente klarmachen kann, setzt das Funktionieren von Namen für natürliche Arten voraus, dass der Sprecher (entweder direkt oder indirekt, über die Vermittlung anderer Sprecher) in irgendeinem kausalen Kontakt zu wenigstens einigen Exemplaren der benannten Art gestanden hat.¹⁰ Um zu sehen, warum das plausibel ist, betrachten wir einen Sprecher, der kausal von Tigern komplett abgeschnitten ist; etwa ein eingetanktes Gehirn. Weder hat solch ein Sprecher jemals Tiger gesehen, gehört, gerochen oder geschmeckt, noch hat er von echten Tigern ausgehende Spuren wie Photos oder Geschichten zur Kenntnis genommen. Unter diesen Voraussetzungen spräche nicht der geringste Grund für die Behauptung, dass das sprechende Subjekt (das eingetankte Gehirn) wirklich von Tigern redet, wenn es „Tiger“ sagt. Wer ihm trotzdem die Rede über Tiger zuschreiben möchte, müsste sich mangels kausaler Verbindungen auf irgendwelche *magischen* Verbindungen zwischen Sprecher und Tigern zurückziehen.

Sprache funktioniert aber nicht magisch; ohne kausalen Kontakt kein

⁸ Vergl. Schritt (ii) in Wright [OPPT]: 224, 236 und Putnam [RTH]: 12/13.

⁹ Putnam spricht von „*preconditions* for [...] *referring to*“ ([RTH]: 16; Putnams Hervorhebungen). In dieser Formulierung sind Putnams transzendente Tendenzen versteckt, auf die ich im Abschnitt I hingewiesen habe.

¹⁰ Vergl. Kripke [NN]: 135 ff., Putnam [MOM]: 225-230 *et passim*, sowie Putnam [RTH]: 3-5.

Erfolg beim Bezeichnen: so könnte man die sprachphilosophische Einsicht auf den Punkt bringen, die unserer zweiten Prämisse zugrunde liegt.¹¹

Natürlich liesse sich der Streit um Voraussetzungen für Erfolg beim Bezeichnen vertiefen. Aber da wir hier in erster Linie erkenntnistheoretische Interessen verfolgen, können wir die Details dieses Streits den Sprachphilosophen überlassen.¹² Immerhin legt uns unsere Prämisse (2) auf keine positiven (und damit gewagten) Behauptungen über die Tanksprache und deren Referenzobjekte fest. (Sie legt uns z. B. nicht darauf fest, ob in der Tanksprache das Wort „Tiger“ auf Tigervorstellungen oder auf tigerartige Computerkonfigurationen aus Bits und Bytes referiert; sie legt uns nicht einmal darauf fest, dass das Tankwort „Tiger“ überhaupt etwas bezeichnet!)

Ich finde es überraschend, dass diese extrem vorsichtige zweite Prämisse zusammen mit der noch viel vorsichtigeren (analytischen) Prämisse (1) auszureichen scheint, um die Hypothese vom eingetankten Gehirn zu widerlegen. Crispin Wright erreicht diese Widerlegung nach einem einzigen Zwischenschritt. Aus

- (1) In meiner Sprache referiert das Wort „Tiger“ auf Tiger; und
- (2) In der Sprache eingetankter Gehirne referiert das Wort „Tiger“ nicht auf Tiger,

ergibt sich offenbar sofort:

- (3) Also unterscheidet sich meine Sprache von der Sprache eingetankter Gehirne.¹³

Wieso ergibt sich das? Einfach: Laut (1) hat meine Sprache eine gewisse referentielle Eigenschaft (nämlich dass in ihr das Wort „Tiger“ genau die Tiger bezeichnet), eine Eigenschaft, die der Tanksprache durch Satz (2) genau abgesprochen wird. Also müssen sich die beiden Sprachen unterscheiden, genau wie (3) sagt.

Nur: Wenn sich meine Sprache von der eines eingetankten Gehirns unterscheidet, dann kann ich kein eingetanktes Gehirn sein; denn wäre

¹¹ Vergl. Putnam [RTH]: 3-5, 12, 16 *et passim*.

¹² Vergl. die Aufsätze in Pessin / Goldberg (eds) [TEC].

¹³ Vergl. Wrights Schritt (v) in [OPPT]: 224, 236.

ich ein eingetanktes Gehirn, so spräche ich auch dessen Sprache¹⁴ – im Widerspruch zu (3). Es folgt also aus (3):

- (4) Ich bin kein Gehirn im Tank.

III. Gibt es Tiger?

Auf den ersten Blick sieht der Beweis aus dem letzten Abschnitt tadellos aus. Trotzdem hat er einen Haken, der bislang keinem aufgefallen zu sein scheint. Wie wir gleich sehen werden, setzt der Beweis unter ungünstigen Umständen voraus, dass es Tiger gibt! Eine solche Voraussetzung ist in der Diskussion um den Skeptizismus nicht unschuldig: Da die Skeptikerin bestreitet, irgend etwas über die Beschaffenheit der äusseren Welt zu wissen, wird sie uns mit keinem Beweis davonkommen lassen, der nur funktioniert, wenn man sich auf die Existenz von Tigern verlassen kann.

Um zu sehen, warum der Beweis aus dem letzten Abschnitt tatsächlich auf der Existenz von Tigern beruht, wollen wir uns vorstellen, dass es Tiger nie gegeben hat. (Die Skeptikerin wäre damit einverstanden: In ihrem Szenario vom Gehirn im Tank könnte das Universum frei von Tigern sein).

Wäre in diesem tigerlosen Fall unserer erste Prämisse wahr? Das ist nicht ohne weiteres klar. Denn sie besagt ja (etwas ausführlicher) folgendes:

- (1') In meiner Sprache referiert das Wort „Tiger“ auf *alle* Tiger.

Wie wir im Alltag mit Allaussagen über nicht-existierende Gegenstände umgehen, ist offen. Uns beschleicht ein mulmiges Gefühl, wenn wir Sätze bewerten sollen wie z. B.:

- (5) Alle Einhörner haben siebzehn Beine.

Nun hat sich die moderne Logik über solche Unsicherheiten beherzt hinweggesetzt; im Gegensatz zu Aristoteles klassifiziert sie einen Satz wie (5) als wahr, indem sie ihm folgende logische Form zuweist:

- (5*) Für alle Gegenstände x gilt: Wenn x ein Einhorn ist, dann hat x siebzehn Beine.

¹⁴ Vergl. Wrights Schritt (vi) in [OPPT]: 224, 237.

Nach diesem modernen Verständnis von Allsätzen bleibt unsere Prämisse (1') auch dann wahr, wenn es keine Tiger geben sollte, da ihre logische Form folgendermassen aussieht:

(1'') Für alle Gegenstände x gilt: Wenn x ein Tiger ist, dann referiert in meiner Sprache das Wort „Tiger“ auf x.

So weit ist also alles in Ordnung. Nur: Damit die zweite Prämisse des Beweises (zusammen mit der eben analysierten ersten Prämisse) einen *Unterschied* zwischen meiner Sprache und der Tanksprache erzwingt (wie in Schritt (3) festgehalten), muss sie als negierter Allsatz verstanden werden:

(2') In der Sprache eingetankter Gehirne referiert das Wort „Tiger“ *nicht* auf alle Tiger.

Das besagt in der Lesart der modernen Logik folgendes:

(2'') Es ist nicht der Fall, dass für alle Gegenstände x gilt: Wenn x ein Tiger ist, dann referiert das Wort „Tiger“ in der Sprache eingetankter Gehirne auf x.

Wenn wir aber weiterhin annehmen, dass es keine Tiger gibt, dann wird dieser Satz falsch. Die zweite Prämisse scheint also nur zulässig zu sein, wenn die Existenz von Tigern garantiert ist; damit wird sich die Skeptikerin nicht abfinden.

Ein gewiefter Logiker wie Crispin Wright wird sich von dieser Beobachtung nicht in Bockshorn jagen lassen. Er wird die logische Form unserer zwei Prämissen nicht mithilfe von Konditionalsätzen wiedergeben, sondern mithilfe von *Bikonditionalen*. Denn genau genommen sagt z. B. die erste Prämisse mehr, als wir in (1'') wiederfinden; sie sagt, dass unser Wort „Tiger“ auf alle Tiger referiert *und auf nichts sonst*:

(1''') Für alle Gegenstände x gilt: Das Wort „Tiger“ referiert in meiner Sprache *genau* dann auf x, wenn x ein Tiger ist.

(Diese Behauptung stimmt, wenn es keine Tiger gibt und wenn daher unser Wort „Tiger“ nichts bezeichnet). Um hieraus den gewünschten sprachlichen Unterschied zwischen meiner und der Tanksprache abzuleiten, genügt eine schwächere Fassung der zweiten Prämisse, nämlich:

(2''') Nicht für alle Gegenstände x gilt: Das Wort „Tiger“ referiert in der Sprache eingetankter Gehirne *genau* dann auf x, wenn x ein Tiger ist.

Wie steht es um die Wahrheit dieser Behauptung, wenn es keine Tiger gibt? Das kommt darauf an. Wenn das tanksprachliche Wort „Tiger“ überhaupt etwas bezeichnet, dann träfe (2''') zu, und die zweite Prämisse wäre gerettet. Wenn aber das tanksprachliche Wort „Tiger“ ins Leere lief und auf nichts referieren würde, dann wäre sogar (2''') falsch; der Vierzeiler käme abermals nicht in Gang.

Um dieser Schwierigkeit zu entgehen, stehen uns mehrere Wege offen. Einerseits könnten wir dafür plädieren, dass das tanksprachliche Wort „Tiger“ sehr wohl etwas bezeichnet, das es gibt; und zwar keine Tiger, sondern irgendwas anderes. Diesen Weg werde ich im folgenden nicht beschreiten, da auf ihm eine attraktive Eigenschaft des Beweises von Putnam verloren ginge: Der ursprüngliche Beweis kam ohne jede positive Festlegung darüber aus, ob tanksprachliche Wörter wie „Tiger“ überhaupt etwas bezeichnen. Putnam braucht für seinen Beweis nur darauf zu beharren, dass solche Wörter jedenfalls *keine* Tiger bezeichnen.

Um mich also in dieser Frage nicht weiter aus dem Fenster lehnen zu müssen als Putnam, werde ich im folgenden einen Weg einschlagen, der selbst dann funktioniert, wenn die tanksprachlichen Wörter nichts bezeichnen sollten.¹⁵ Die Grundidee meiner Strategie beruht auf folgender Überlegung: Wenn Crispin Wrights Vierzeiler daran zu scheitern droht, dass die betrachteten Prädikate (aus unserer bzw. der Tanksprache) möglicherweise auf nichts referieren, dann eignet sich der Begriff der *Referenz* nicht zur Unterscheidung zwischen unserer Sprache und der Tanksprache. Aber der im Schritt (3) konstatierte Unterschied zwischen den beiden Sprachen braucht nicht auf referenztheoretische (extensionale) Differenzen zurückgeführt zu werden. Zwei extensional ununterscheidbare Wörter können immer noch verschiedene *Bedeutungen* tragen. (Das beweist das alte Beispiel von Morgen- und Abendstern). Wenn wir also Bedeutungsunterschiede zwischen unserem und dem tanksprachlichen Wort „Tiger“ dingfest machen könnten, dann hätten wir trotz leerer Extensionen alle Indizien beisammen, um die in (3) verlangte Verschieden-

¹⁵ Dass Putnam für seinen Beweis keine positive (z. B. kausale) Referenztheorie braucht, nennt Wright „a strength of his discussion“ ([OPPT]: 219). Aus dieser Bemerkung können wir entnehmen, dass auch Wright den Weg attraktiv fände, den wir hier verfolgen werden.

heit der beiden Sprachen zu beweisen. Kurz, wir sollten Wrights Vierzeiler nicht mit dem extensionalen Begriff der Referenz laufen lassen, sondern mit einem *intensionalen* Bedeutungsbegriff.

IV. Intensionen statt Referenz

Worin besteht die Bedeutung von Wörtern? Bedeutungen sind nach allgemeinem Verständnis feiner individuiert als die Menge der Gegenstände, die ein Wort bezeichnet. Bedeutungen sind etwas Abstrakteres als die Menge der bezeichneten Gegenstände (die Extension). So kann einem Ausdruck selbst dann eine Bedeutung zukommen, wenn es überhaupt keinen Gegenstand gibt, den er bezeichnet.¹⁶

Diese Eigenschaft des Bedeutungsbegriffes ist für unsere Zwecke entscheidend. Sie wird es uns ermöglichen, das Problem zu vermeiden, dem Crispin Wrights Vierzeiler ausgesetzt war: Um unser und das tanksprachliche Wort „Tiger“ referenztheoretisch auseinanderzuidividieren, muss Crispin Wright geeignete Referenzobjekte dieser Wörter voraussetzen. Stützen wir uns stattdessen auf bedeutungstheoretische Charakterisierungen, so benötigen wir für den Vergleich keine dubiosen Existenzvoraussetzungen. Zwei Wörter können verschiedene Bedeutungen haben, selbst wenn sie beide ins Leere referieren.

Nun sind in der Literatur viele verschiedene abstrakte Bedeutungsbegriffe vorgeschlagen worden.¹⁷ Es wird für die folgenden Überlegungen nicht darauf ankommen, welchen dieser Bedeutungsbegriffe wir zugrun-

¹⁶ Zwar hat Quine in seinen klassischen Schriften [TDOE] und [WO], Kapitel II, starke Argumente aufgeboren, um Zweifel an der Verständlichkeit des intuitiven Bedeutungsbegriffs zu wecken. Aber davon sollten wir uns nicht beunruhigen lassen. Denn erstens lassen sich meiner Ansicht nach Quines bedeutungsskeptische Argumente auf dem Boden seiner eigenen Voraussetzungen kontern (vergl. Müller [ZES], [TAAS] und [SA]). Zweitens werden wir einen besonders harmlosen Bedeutungsbegriff verwenden, zu dessen Explikation man nur Extensionen und Modalitäten braucht – aber Extensionen erlaubt selbst Quine; und ohne Modalitäten kommt die Skeptikerin nicht aus (siehe übernächste Fußnote). Drittens sollte die Skeptikerin von Quines Bedeutungsskeptizismus keinen Gebrauch machen, da der auf dessen robustem Naturalismus beruht (cf. Quine [WO]: 26-35, 51-57, 61-72 *et passim* sowie Müller [SA]: 73-91). Und Quines Naturalismus lässt keinen Platz für erkenntnistheoretische Skepsis (vergl. Quine [EN]).

¹⁷ Diese Vorschläge sind fast alle in Rückgriff auf oder in Auseinandersetzung mit Freges Begriff vom Sinn entstanden (cf. [ÜSB]). Für weitere Literatur vergl. Lewis [GS]: 190/1 Fußnote 4).

delegen – solange wir einen Bedeutungsbegriff wählen, der es (i) erlaubt, Wörtern ohne Referenzobjekte trotzdem Bedeutungen zuzuschreiben, und der (ii) für die Identifikation von Sprachen einschlägig ist.

Meiner Ansicht nach bietet es sich für unsere Zwecke an, unter der Bedeutung eines generellen Terms T seine Intension zu verstehen, also eine Funktion I_T , deren Argumente aus der Menge der möglichen Welten geschöpft werden und deren Werte durch die Extensionen des Terms in der fraglichen möglichen Welt gegeben sind.¹⁸ Beispielsweise ordnet die Intension $I_{\text{„Tiger“}}$ meines Wortes „Tiger“ jeder möglichen Welt w_i die Menge der in w_i existierenden Tiger zu, formal:

$$(6) I_{\text{„Tiger“}}(w_i) = \{x \in D(w_i) : x \text{ ist Tiger}\}.$$
¹⁹

In unserer Schreibweise der Intensionsfunktion kann bislang nicht zum Ausdruck gebracht werden, dass ein und dasselbe Wort verschiedenen Sprachen angehören und dadurch verschiedene Intensionen tragen könnte. Mithin genügt es nicht, im Index einer Intensionsfunktion das Wort zu nennen, deren Bedeutung durch die fragliche Intension gegeben wird. Wir sollten zusätzlich die Sprache nennen, in der das Wort die fragliche Intension als Bedeutung trägt. Wir schreiben also zum Beispiel:

$$(7) I_{\text{„Tiger“ in meiner hier verwendeten Sprache}}(w_i) = \{x \in D(w_i) : x \text{ ist Tiger}\}.$$

$$(8) I_{\text{„lion“ im Englischen}}(w_i) = \{x \in D(w_i) : x \text{ ist Löwe}\}.$$

¹⁸ Vergl. z. B. Lewis [GS]: 193-197. Die Rede von Intensionen als Funktionen geht laut Lewis ([GS]: 194, Fußnote 8) auf Carnap zurück, cf. Carnap [MN] und [RSE]. (Ich werde um der Einfachheit willen davon absehen, dass Intensionen z. B. indexikalischer Ausdrücke als mehrstellige Funktionen aufgefasst werden sollten (Lewis [GS]: 194/5) und dass sie immer noch gröber individuiert sind als Bedeutungen (Lewis [GS]: 196)). Der Appell an mögliche Welten soll hier so harmlos wie möglich verstanden werden (also nicht mit so weitreichenden Folgen verbunden sein wie bei David Lewis, der die möglichen Welten zu ontologisieren sucht, cf. [C] und [CTQM]). Darf die Skeptikerin Quines Modalitätenskepsis (cf. Quine [RM]: 156 *et passim*, [TDOE]: 29/30, [Q]: 139-40) folgen und uns jeden Verweis auf Möglichkeiten verbieten? Besser nicht. Ihre eigene skeptische Hypothese kommt ohne Modalität nicht aus. Die Skeptikerin will ja nicht behaupten, dass wir Gehirne im Tank *sind*; sie will nur sagen, dass das *möglich* ist. Damit hat sie uns modale Ressourcen zugestanden; ihre Hypothese beschreibt das, was ich im folgenden eine „mögliche Welt“ nennen möchte. (Durch diese Redeweise erleichtern wir uns viele Formulierungen).

¹⁹ Die Formulierung „ $x \in D(w_i)$ “ soll besagen: „ x ist aus dem Individuenbereich der Welt w_i “.

Es ist wichtig, sich klarzumachen, dass Aussage (8) ein empirisches Urteil (über den Sprachgebrauch einer bestimmten Inselgemeinschaft) ausdrückt, während Aussage (7) einen analytischen Satz darstellt: einen Satz, dessen Wahrheit aus genau denselben Gründen eingesehen werden kann wie vorhin die erste Prämisse von Crispin Wright.

Denn genau wie vorhin in Wrights erster Prämisse wird auch in unserem Satz (7) das Wort „Tiger“ mithilfe eben derjenigen Sprache charakterisiert, der es angehört – mithilfe meiner Sprache (der Sprache des Argumentierenden) und, genauer, durch sich selbst. (Ich habe das entscheidende Wort in (7) kursiv gesetzt). Die beiden Sätze (1) und (7) unterscheiden sich nicht wesentlich voneinander; sie bedienen sich lediglich verschiedener semantischer Vokabeln: Satz (7) bietet ein intensionales Gegenstück der extensionalistischen Prämisse von Crispin Wright.

V. Die zweite Prämisse in intensionaler Form: Ein gescheiterter Versuch

Aufgrund der auffälligen Parallele zwischen dem intensionalen analytischen Satz (7) und seinem extensionalen Gegenstück (1) drängt sich uns der Plan auf, den gesamten extensionalistischen Vierzeiler zu intensionalisieren. Um den Plan zu verwirklichen, müssen wir Wrights zweite Prämisse

- (2) In der Sprache eingetankter Gehirne referiert das Wort „Tiger“ nicht auf Tiger,

mithilfe von Intensionen formulieren. Bevor wir dies tun, wollen wir einen Schritt zurücktreten und das Ziel unserer Überlegung in den Blick nehmen: Wir haben es auf einen sprachlichen Unterschied zwischen uns und dem Gehirn im Tank abgesehen und wollen zu diesem Zweck zwischen unserer und der tanksprachlichen Intension des Wortes „Tiger“ differenzieren. Intensionen sind Funktionen, in deren Argumentstelle sich mögliche Welten w einsetzen lassen; um einen Unterschied zwischen zwei Intensionen aufzuspüren, genügt ein Unterschied im Funktionswert an einer einzigen Argumentstelle w^* . An die Stelle der zweiten Prämisse aus Crispin Wrights Vierzeiler setzen wir also folgendes:

- (9) Es gibt mögliche Welten w^* , für die gilt:

- I. „Tiger“ in der Sprache eingetankter Gehirne (w^*) \neq $\{x \in D(w^*): x \text{ ist Tiger}\}$.

Was spricht für die Wahrheit dieses Satzes? Meiner Ansicht nach sprechen für (9) dieselben externalistischen Überlegungen und Gedankenexperimente, die uns vorhin (im Abschnitt II) von seinem extensionalistischen Vorläufer (2) überzeugt haben: Betrachten wir eine mögliche Welt w^* , in der allerlei Tiger und ein eingetanktes Gehirn vorkommen. Wenn das Gehirn in w^* die dortigen Tiger zu bezeichnen wünscht, dann muss es irgendwann mit irgendwelchen Tigern in kausalem Kontakt gestanden haben; da das Gehirn aber seit jeher im Tank steckt, stand es niemals in kausalem Kontakt mit Tigern – also kann die Extension seines Wortes „Tiger“ in jener möglichen Welt nicht die Menge der dortigen Tiger sein.

Diese Überlegung funktioniert allerdings nur mit möglichen Welten w^* , in denen Tiger vorkommen. In *tigerfreien* Welten könnte die Extension des tanksprachlichen Wortes „Tiger“ sehr wohl aus der Menge der dortigen Tiger (aus der leeren Menge) bestehen – nämlich dann, wenn in jener Welt das tanksprachliche Wort „Tiger“ nichts bezeichnet. (Wir hatten uns in Abschnitt III darauf geeinigt, dass wir uns für unser Argument nicht zu weit aus dem Fenster lehnen und besser keine positiven Annahmen über die Dinge machen wollen, über die das Gehirn im Tank sprechen kann).

Das bedeutet: Um Satz (9) als Prämisse aufrechterhalten zu können, müssen wir voraussetzen, dass es tigerhaltige mögliche Welten gibt:

- (10) Es gibt mögliche Welten mit Tigern,

oder etwas geradliniger:

- (11) Es es möglich, dass Tiger existieren.

Mit dieser Behauptung stehen wir offenbar besser da als Crispin Wright. Um unseren intensionalen Beweis ingangzubringen, brauchen wir nur die *Möglichkeit* der Existenz von Tigern vorauszusetzen; im Gegensatz dazu musste Crispin Wright für seinen extensionalen Beweis voraussetzen, dass es Tiger *tatsächlich* gibt (s.o. Abschnitt III). Durch die Erhöhung unseres semantischen Aufwandes (durch den Übergang von Referenz zu Bedeutung, von Extension zu Intension) konnten wir die für den Beweis nötigen Tigerkosten senken; statt tatsächlicher Tiger sind jetzt nur noch mögliche Tiger nötig. Und selbst wenn die Skeptikerin be-

streitet zu wissen, dass es Tiger wirklich gibt, wird sie wohl nichts gegen unser Wissen um die Möglichkeit ihrer Existenz einwenden wollen, oder?

VI. Fiktion und Möglichkeit

Vorsicht. Zwar stellt die mögliche Existenz von Tigern eine schwächere Voraussetzung dar als deren tatsächliche Existenz. Aber auch potentielle Tiger sind nicht kostenlos. Anders als man auf den ersten Blick meinen mag, sprechen gewichtige Gründe dagegen, die potentielle Existenz von Tigern als apriorische Wahrheit anzusehen. Wenn es Tiger nie gegeben haben sollte, dann wäre auch der Satz „Es ist möglich, dass es Tiger gibt“ falsch – zumindest könnte das die Skeptikerin behaupten.

Diese für uns gefährliche Behauptung könnte sie auf zwei Beispiele stützen, die von Kripke stammen. Das eine Beispiel hat anstelle von Artnamen mit Eigennamen zu tun. (Laut Kripke bestehen viele wichtige Parallelen zwischen Eigen- und Artnamen, cf. [NN]:127). Kripke plädiert dafür, Sätze wie:

(12) Es ist möglich, dass es Sherlock Holmes gegeben hat,

zu verwerfen.²⁰ Zwar gibt Kripke zu, dass es einen Menschen hätte geben können, der alle Eigenschaften auf sich vereint, die Sir Arthur Conan Doyle seinem Romanhelden mit soviel Liebe zum Detail angedichtet hat; sogar hätte jener hypothetische Mensch Eltern namens „Holmes“ haben und auf den Namen „Sherlock“ getauft worden sein können. Aber selbst dann – so Kripkes Pointe – wäre jener hypothetische Mensch nicht Sherlock Holmes. Unser Name „Sherlock Holmes“ würde nicht jenen hypothetischen Menschen bezeichnen; bei uns gehört der Name zum Vokabular der Fiktion.

Eine ähnliche Überlegung lässt sich gegen die mögliche Existenz von Pegasus vorbringen; und genauso gegen die mögliche Existenz von Einhörnern – das ist das andere Beispiel von Kripke.²¹

²⁰ Cf. Kripke [NN]: 157/8.

²¹ Cf. Kripke [NN]: 23/4 und 156/7. Kripke wendet sich in seinem Text erst den Einhörnern zu und dann Sherlock Holmes. Ich habe diese Reihenfolge umgedreht, weil mir sein Punkt bei fiktionalen Eigennamen plausibler vorkommt als bei fiktionalen Artnamen.

Betrachten wir dies Beispiel genauer. Laut Kripke ist folgender Satz falsch:

(13) Es ist möglich, dass es Einhörner gibt.

Hätte Kripke recht, so wäre Satz (13) schon im Mittelalter falsch gewesen, als man (fälschlich) meinte, das Wort „Einhorn“ sei ein Tierartname so wie das Wort „Elephant“. (Denn Kripkes Überlegung gehört in die Metaphysik; sie hängt nicht vom historisch bedingten Informationsstand der Sprecher ab). Anders als beim Wort „Elephant“ hätte schon im Mittelalter die Rückverfolgung der kausalen Ketten, durch die das Wort „Einhorn“ von Sprecher zu Sprecher weitergegeben wurde, nicht zu einer ordentlichen Taufzeremonie geführt – sondern ins Nichts, bzw. ins Reich der Phantasie.

Verhielte es sich so, dann hinge die Latte für Aussagen über potentielle Arten höher, als man gemeinhin denkt: Um zu Recht die Möglichkeit der Existenz einer natürlichen Art behaupten zu können, muss der verwendete Artnamen ordnungsgemäss eingeführt worden sein, muss es die fragliche Art also tatsächlich gegeben haben.²²

Das bedeutet: Solange nicht feststeht, ob wir mit diesem oder jenem *unserer* Artnamen besser dastehen als unsere mittelalterlichen Vorgänger mit dem Artnamen „Einhorn“, solange also nicht feststeht, ob sich die kausalen Ketten, die in unserer Verwendung des Artnamens gipfeln, im Prinzip zu einer ordentlichen Taufzeremonie zurückverfolgen lassen, solange steht auch über die *Möglichkeit* der Existenz der fraglichen Art nichts fest.

Diesen Punkt könnte die Skeptikerin gegen unsere Voraussetzung

(11) Es ist möglich, dass Tiger existieren,

ausbeuten. Sie könnte sich darauf berufen, dass wir uns nicht *apriori* darauf verlassen können, dass es Tiger gibt oder gegeben hat und dass unser Artnamen „Tiger“ durch eine ordnungsgemässe Taufzeremonie eingeführt

²² Heisst das, dass aus der Möglichkeit der Existenz einer natürlichen Art auch ihre tatsächliche Existenz folgt? Nicht ganz; der Punkt oben im Text betrifft nur die Rede über mögliche Arten mithilfe von Artnamen: *Artnamenbeschreibungen* sind von dem Argument nicht betroffen. Zudem sind nicht die Wahrheitsbedingungen für Sätze über die tatsächliche Existenz einer natürlichen Art *abgesunken*, sondern die für Sätze über deren potentielle Existenz *gestiegen*.

worden ist. Wenn überhaupt, so die Skeptikerin, könnten wir uns der Existenz von Tigern (und ihrer Verwicklung in eine Taufe) *empirisch* versichern. Und damit hat die Skeptikerin offenbar recht. Wenn also die Prämisse (11) nur unter gewissen empirisch feststellbaren Bedingungen richtig ist, dann darf sie in einer rein apriorischen Argumentation nicht vorkommen. Aber unser geplantes Argument gegen die Skeptikerin muss sich vollständig auf apriorischem Boden bewegen, da uns die Skeptikerin keine einzige empirische Prämisse durchgehen lassen wird.

Wohlgemerkt: Dieser skeptische Einspruch gegen die Verwendung von Sätzen wie (10) und (11) in unserem geplanten Argument beruht auf Gedankengängen, über die man geteilter Meinung sein kann: Man kann erstens Kripkes Überlegungen zur Funktionsweise fiktionaler Eigennamen und zweitens deren Übertragung auf Artnamen angreifen. Ich möchte mich auf die Richtigkeit dieser beiden Punkte nicht festlegen lassen; vielmehr ist es mir darum zu tun, eine Fassung des Putnam-Beweises zu entwickeln, die selbst dann wasserdicht wäre, wenn Kripke recht hätte. Diese Ambition hege ich nicht aus übertriebener Vorsicht, sondern deshalb, weil ich es misslich fände, wenn unser antiskeptischer Beweis philosophischen Punkten widerspräche, die mit Putnams Punkten zugunsten der zweiten Prämisse verwandt sind, mit ihnen inhaltlich zusammenhängen und im selben historischen Kontext entstanden sind. (Kripke zog mit seinem Buch *Naming and Necessity* an denselben Strängen wie Putnam mit seinem Aufsatz „The Meaning of ‚Meaning‘“²³).

VII. Auch die Skeptikerin spricht

Wir scheinen in eine ausweglose Lage geraten zu sein. Denn jetzt wirkt es so, als könne die Skeptikerin ihre destruktive Strategie gegen jeden unserer Beweisversuche wenden. Sobald wir die Skeptikerin zu widerlegen versuchen, werden wir uns gewisser sprachlicher Mittel bedienen: sprachlicher Mittel, die nicht kostenlos funktionieren, sondern auf Voraussetzungen beruhen. Und diese Voraussetzungen wird die Skeptikerin bestreiten. Spricht dies nicht dafür, dass die Hoffnung auf einen antiskeptischen Beweis von vornherein verfehlt war?

²³ Putnam reagierte zustimmend auf Kripkes Positionen in [MOM] und [PN] (vergl. [IWNH]: 60). Später relativierte er dies und betonte die Divergenzen zwischen ihm und Kripke, siehe Putnam [IWNH]: 55, 67 *et passim*.

Nein. Denn auch die Skeptikerin verwendet Sprache; auch sie bedient sich sprachlicher Mittel, die nicht kostenlos funktionieren, sondern auf Voraussetzungen beruhen. Und wir werden uns erfolgreich gegen die Skeptikerin zur Wehr setzen können, wenn es uns gelingt, für unseren antiskeptischen Beweis genau mit den sprachlichen Voraussetzungen der Skeptikerin auszukommen.

Die Skeptikerin hat das Wort „Tiger“ nicht in den Mund genommen; also müssen auch wir ohne das Wort auskommen. Aber die Skeptikerin hat in ihrem Raisonement nicht vollständig auf Vokabeln für materielle Gegenstände verzichtet. Unter anderem hat sie einen Tank, ein Gehirn, Nährflüssigkeit und einen Computer erwähnt.²⁴ Und sie hat vorausgesetzt, dass diese Wörter funktionieren. Sonst hätte ihre Geschichte vom Gehirn im Tank meine Wissensansprüche über die Aussenwelt nicht bedrohen können. Die Skeptikerin hat zwar nicht behauptet, dass ich ein Gehirn im Tank bin; aber sie hat behauptet, dass das *möglich* ist. (Das muss sie behaupten, um ihren Skeptizismus ingang zu setzen).

Das bedeutet, sie muss uns alle Voraussetzungen zugestehen, auf deren Boden die Formulierbarkeit ihrer eigenen Geschichte ruht. Es wird sich zeigen, dass der Boden unter den skeptischen Füßen genug Gewicht aushält, um sogar unser geplantes antiskeptisches Argument zu tragen. Das Argument wird nach transzendentaler Art gebraut sein.

Wir beginnen unser Argument mit den eigenen Worten der Skeptikerin:

- (14) Es ist möglich, dass das gesamte Universum nichts enthält, abgesehen von einem eingetankten Gehirn g, das an einen Simulationscomputer angeschlossen ist.²⁵

Anders als im Fall potentieller Tiger (siehe (10) und (11)) darf die Skeptikerin die Möglichkeit (14) nicht bestreiten – sonst zöge sie sich den Boden unter den Füßen fort. Zudem muss sie uns alle Voraussetzungen der Formulierbarkeit und Wahrheitswertfähigkeit des Satzes (14) zugestehen. (Wir können offenlassen, worin diese Voraussetzungen genau bestehen;

²⁴ So auch Putnam [S]: 256.

²⁵ Warum redet die skeptische Hypothese plötzlich davon, dass die Tank-Konstellation in einem *sonst leeren Weltall* verwirklicht sei? Einfach: Sobald die Skeptikerin mehr Gegenstände im Spiel lässt, als sie unbedingt braucht, erleichtert sie ohne Not unsere antiskeptische Argumentation. Lässt sie z. B. Tiger im Spiel, so kommt unser antiskeptisches Argument bereits mit den tigerhaltigen Prämissen (9) und (11) in Schwung.

wir brauchen uns nicht auf die Voraussetzungen festzulegen, über die wir anhand potentieller Tiger im vorigen Abschnitt zusammen mit der Skeptikerin spekuliert haben).

Bezeichnen wir die in (14) beschriebene Welt als Tankwelt w_T . Wir sind nun in der Lage, die Intension unseres Wortes „Gehirn“ zu charakterisieren.²⁶ Das Wort mag in vielen verschiedenen möglichen Welten die verschiedensten Extensionen haben. Doch da wir keine möglichen Welten aufrufen sollten, für deren Beschreibung uns die sprachlichen Voraussetzungen vielleicht fehlen, charakterisieren wir die Intensionsfunktion $I_{\text{„Gehirn“}}$ nur an einer einzigen Argumentstelle: nämlich für die Tankwelt w_T (die einzige Welt, deren Beschreibbarkeit die Skeptikerin selbst zugestanden hat). Laut (14) gibt es in der Tankwelt genau ein Gehirn namens g . Wir bekommen also:

$$(15) I_{\text{„Gehirn“}} \text{ in meiner hier verwendeten Sprache } (w_T) = \{x \in D(w_T): x \text{ ist Gehirn}\} = \{g\}.$$

Wohlgemerkt: Satz (15) ist zwar in unserer aktuellen Welt $w_@$ formuliert, und in der Sprache, die wir tatsächlich sprechen. Aber der Satz handelt von einem Gehirn g in einer gewissen *möglichen* Welt w_T ; $w_@$ könnte nach allem bislang Gesagten mit w_T identisch oder nicht identisch sein. (Unser Beweisziel ist noch nicht erreicht!) D.h. wir haben mit Satz (15) nicht vorausgesetzt, dass es in unserer aktuellen Welt $w_@$ irgendwelche Gehirne gibt. Ob es sich so verhält, können wir offen lassen. (Wenn die Skeptikerin darauf besteht, dass die Formulierbarkeit ihrer eigenen Geschichte die tatsächliche Existenz echter Gehirne verlangt, dann werden wir uns dieser

²⁶ Wir hätten anstelle von „Gehirn“ ebenso gut irgendeinen anderen Term aus der *Beschreibung des skeptischen Szenarios* wählen können (z. B. „Computer“), aber anders als Wright meint, keine *beliebigen* generellen Terme unserer Sprache (cf. Wright [OPPT]: 236/7). Weil Wright diese wesentliche Beschränkung möglicher antiskeptischer Argumente à la Putnam übersieht, entgeht ihm die Notwendigkeit, Putnams Argument *transzendental* zu führen. Zwar führt Wright den Beweis u.a. mithilfe des Ausdrucks „brain in a vat“, vergl. oben Fußnote 6. Aber das ist ein zufälliger Zug seiner Präsentation, dem kein eigenes argumentatives Gewicht zukommt. Und dass Wright sein Argument etwas oberflächlich als „transcendental argument“ bezeichnet ([OPPT]: 233), hat nichts mit den Gründen zu tun, die uns zur Verwendung dieses kantischen Etiketts bewogen haben. Meinte Crispin Wright es ernst mit dem transzendentalen Charakter seines Argumentes, so dürfte er nicht behaupten, dass es sich nicht nur gegen semantisch *auto-disruptive* Hypothesen, sondern sogar gegen beliebige semantisch *disruptive* Hypothesen einsetzen lasse (siehe [OPPT]: 236, vergl. [OPPT]: 233).

Voraussetzung freudig anschliessen. Aber wir brauchen die Skeptikerin darauf nicht festzunageln. Uns ist es nur wichtig, dass wir über Gehirne reden können – einerlei, ob es sie tatsächlich gibt oder nicht).

Prämisse (15) lässt sich wieder analytisch begründen, so wie ihre Vorläuferinnen (1) und (7). Der Ausdruck „ g “ ist von mir *in meiner Sprache* als Name für ein gedachtes Gehirn eingeführt worden (für ein Gehirn aus einer bestimmten skeptischen Geschichte; für ein Element der möglichen Welt w_T). Und laut Konstruktion der Tankwelt w_T ist g das einzige Gehirn, das in w_T existiert. Kurz, Satz (15) folgt aus unseren eigenen sprachlichen Festlegungen und gilt damit analytisch.

VIII. Vervollständigung des Beweises

Unser nächster Schritt besteht darin, die *tanksprachliche* Intension des Wortes „Gehirn“ zu charakterisieren. Wieder können wir den Funktionswert der Intensionsfunktion nicht für jede beliebige mögliche Welt angeben, da uns die Skeptikerin die hierfür nötigen sprachlichen Ressourcen nicht zugestehen wird. Es genügt abermals, unsere Aufmerksamkeit auf die Tankwelt w_T zu beschränken:

$$(16) I_{\text{„Gehirn“}} \text{ in der Sprache eingetankter Gehirne } (w_T) = \{x \in D(w_T): x \text{ ist Gehirn}\} = \{g\}.$$

(Man beachte, dass anders als im Fall der Tiger aus Satz (9) (vergl. Abschnitt V) hier in (16) die Ungleichheit deshalb garantiert ist, weil die rechts angegebene Menge $\{x \in D(w_T): x \text{ ist Gehirn}\} = \{g\}$ nach Konstruktion der Tankwelt nicht leer sein kann; sie enthält mit Sicherheit das Gehirn g).

Genau wie im Fall von Crispin Wrights zweiter Prämisse

(2) In der Sprache eingetankter Gehirne referiert das Wort „Tiger“ nicht auf Tiger,

ergibt sich (16) aus apriorischen Überlegungen zu den Voraussetzungen des Funktionierens von Artnamen. Eingetankte Gehirne haben echte Gehirne nie gesehen, angefasst oder gerochen. All ihre Gehirnvorstellungen und all ihre inneren Bilder von Gehirnen stammen aus dem Simulationscomputer, nicht von echten Gehirnen.

Zwar steht jedes eingetankte Gehirn mit einem bestimmten echten Gehirn in besonders engem kausalem Kontakt: mit sich selbst. (Ein Extremfall von Kausalität!) Aber dieser Kontakt reicht nicht aus, um dem tanksprachlichen Artnamen „Gehirn“ dieselbe Bedeutung zuzuschreiben wie unserem Artnamen „Gehirn“. Der kausale Kontakt zwischen dem eingetankten Gehirn und sich selbst ist nicht spezifisch genug, um ausgerechnet dem tanksprachlichen Wort „Gehirn“ eine besondere Bedeutung zu verleihen. Dass das eingetankte Gehirn vorhanden ist, das erfüllt zwar eine unverzichtbare kausale Voraussetzung für die Gehirnvorstellungen des Gehirns und dafür, dass es das Wort „Gehirn“ verwenden kann; aber es erfüllt ganz genauso eine unverzichtbare kausale Voraussetzung für die Tigervorstellungen des Gehirns und dafür, dass es das Wort „Tiger“ verwenden kann. Der kausale Kontakt zwischen dem eingetankten Gehirn und sich selbst ist zu global, um das spezifische Funktionieren des tanksprachlichen Artnamens „Gehirn“ sicherzustellen.²⁷

Wenn nun also die eingetankten Gehirne mit keinen echten Gehirnen in angemessenem kausalem Kontakt gestanden haben, dann können sie in keiner möglichen Welt mit dem Wort „Gehirn“ irgendwelche Gehirne bezeichnen; insbesondere können sie mit diesem Wort nicht das Gehirn g aus der Tankwelt w_T bezeichnen; daher Behauptung (16).

Die Prämissen (15) und (16) markieren zwar nur an der Argumentstelle der möglichen Welt w_T einen Unterschied zwischen meiner und der tanksprachlichen Intensionsfunktion. Aber – wie gesagt – sind zwei Funktionen schon verschieden, wenn sie sich an einer einzigen Stelle unterscheiden. Es folgt also aus (15) und (16):

(17) $I_{\text{„Gehirn“ in der Sprache eingetankter Gehirne}} \neq I_{\text{„Gehirn“ in meiner hier verwendeten Sprache}}$.

Das heißt, dass sich die Bedeutung meines Wortes „Gehirn“ von der Bedeutung seines tanksprachlichen Gegenstücks unterscheidet. Natürlich garantieren die Bedeutungsunterschiede aus (17) auch einen Unterschied der beiden Sprachen. Nach einem langen Weg haben wir also endlich den Zwischenschritt (3) von Crispin Wright erreicht:

(3) Meine Sprache ist von der Sprache eingetankter Gehirne verschieden.

²⁷ Denselben Punkt macht Putnam hinsichtlich des allzu globalen kausalen Kontakts zwischen dem eingetankten Gehirn und dem Tank, in dem es schwimmt, cf. [RTH]: 14/15.

Von hier läuft der Beweis weiter wie gehabt: Wäre ich ein eingetanktes Gehirn, so spräche ich auch dessen Sprache, im Widerspruch zu (3). Also folgt aus (3):

(4) Ich bin kein Gehirn im Tank.

Mit diesem Ergebnis haben wir übrigens nicht nur bewiesen, dass die aktuelle Welt $w_{@}$ von der gedachten Tankwelt w_T verschieden ist, dass ich also kein eingetanktes Gehirn *in einem ansonsten leeren Universum* bin. Wir haben mehr bewiesen: Wir haben bewiesen, dass ich in keiner möglichen Welt im Tank stecke. Die Welt w_T bietet nur einen besonders extremen Fall der nun widerlegten skeptischen Hypothese; andere Welten $w_{T..}$ könnten mich als eingetanktes Gehirn nebst eines Tigers enthalten, wieder andere Welten $w_{T..}$ zusätzlich noch ein Känguruh usw. Einerlei, welche dieser angeblich möglichen Welten wir betrachten: in jeder dieser Welten müsste ich die Tanksprache sprechen und fiele in den Anwendungsbereich der Prämisse (16). (Die Prämisse redet einerseits über die Tanksprachen *aus einer ganzen Reihe möglicher Welten* $w_T, w_{T..}, w_{T..}$ usw., nämlich über die Intensionsfunktion des Wortes „Tiger“ aller dieser Tanksprachen, und andererseits über deren Funktionswert *genau in der einen möglichen Welt* w_T). Der Schritt (3) des Beweises besagt also, dass ich keine der Tanksprachen aus $w_T, w_{T..}, w_{T..}$ usw. spreche; und daraus ergibt sich mit (4), dass ich nirgends eingetankt bin, weder in einem ansonsten leeren Universum, noch in stärker bevölkerten Universen.

IX. Fazit: Auf dem Boden der Tatsachen

Damit ist der versprochene transzendente Beweis gegen die Hypothese vom Gehirn im Tank komplett. Der Beweis ist transzidental, insofern die Wahrheit seiner Prämissen (15) und (16) auf der Tatsache beruht, dass die Skeptikerin selber eine bestimmte Hypothese formuliert und als möglich ausgegeben hat. Der Beweis beutet die Bedingungen der Formulierbarkeit der skeptischen Hypothese aus, oder noch enger in Anlehnung an Kant: die *Bedingungen der Möglichkeit* ihrer Formulierung. Wir haben die Skeptikerin beim Wort genommen und sie darauf festgenagelt, dass ihre eigene Geschichte verständlich ist und eine mögliche Welt beschreibt. Die Eigenschaften dieser möglichen Welt w_T konnten wir alleamt apriori ermitteln, ohne jede Empirie. Zum Beispiel konnten wir

apriori (aus der vorgegebenen Beschreibung von w_T) ableiten, dass es in w_T genau ein einziges Gehirn gibt.

Die apriorischen Kenntnisse der Welt w_T lieferten uns genug Material, um die Intensionsfunktion meines Wortes „Gehirn“ mit ihrem tanksprachlichen Gegenstück zu vergleichen. Der parallele Vergleich aus Crispin Wrights Vierzeiler beruhte auf strittigen Voraussetzungen über unsere aktuelle Welt (nämlich auf der tatsächlichen Existenz von Tigern, siehe Abschnitt III). In unserem Vergleich sind wir ohne solche strittigen Voraussetzungen über die aktuelle Welt ausgekommen. Dass wir die aktuelle Welt in unserem Beweis aus dem Spiel lassen konnten, verdanken wir dem erhöhten Manövrierspielraum, den wir durch den Wechsel von Referenz zu Bedeutung gewonnen haben: Die tatsächlichen Referenzobjekte eines Ausdrucks entstammen immer der aktuellen Welt; seine Intensionen lassen sich dagegen auch mithilfe nicht-aktueller Welten charakterisieren – zumindest partiell, etwa mithilfe der Tankwelt w_T , die uns die Skeptikerin jedenfalls als möglich zugestanden hat.

Haben wir zwingend bewiesen, dass wir kein Gehirn im Tank sein können? Das kommt darauf an, was „zwingend“ heissen soll. Wenn es heissen soll, dass wir die Konklusion ohne Rückgriff auf attackierbare Voraussetzungen bewiesen haben, dann war unser Beweis nicht zwingend. Denn der gesamte Beweis beruht auf der Voraussetzung, dass die Hypothese vom Gehirn im Tank sinnvoll ist. Ohne diese Voraussetzung kommt unser transzendentaler Beweis nicht in Schwung; transendentale Beweise beruhen immer auf derartigen Voraussetzungen. Sie beruhen auf dem, dessen Möglichkeitsbedingungen sie in Anspruch nehmen, in unserem Fall auf der Formulierbarkeit der skeptischen Hypothese.²⁸

Schadet diese Voraussetzung unserem Beweis? Kein Stück! Denn wenn uns die Skeptikerin die fragliche Voraussetzung aus der Hand schlagen will, dann kann sie ihre eigene skeptische Hypothese nicht länger formu-

²⁸ In einem einflussreichen Artikel äussert Barry Stroud den Verdacht, antiskeptische transendentale Argumente müssten immer auch ein Verifikationsprinzip voraussetzen und seien daher überflüssig, weil man mithilfe dieses Prinzips besser direkt gegen den Skeptizismus argumentieren sollte (Stroud [TA]: 246-248, 250, 255). Natürlich belegt Stroud diesen Verdacht nur an zwei, drei Beispielen. Dass der Verdacht nicht jedes transendentale antiskeptische Argument trifft, zeigt unser Beweis: Er ist lückenlos und setzt in keiner seiner Prämissen voraus, dass ein Sprecher für zumindest einige Ausdrücke ein definitives Entscheidungskriterium beherrschen muss, wenn er diese Ausdrücke sinnvoll soll verwenden können. (So etwa lautet Strouds Fassung des Verifikationsprinzips in [TA]: 247).

lieren und muss die Diskussion abbrechen, indem sie schweigt. Doch sobald die Skeptikerin verstummt, wird sie unsere Aufmerksamkeit verlieren. Sie sollte sich den Boden unter den eigenen Füßen besser nicht wegziehen. Sie steht so wie wir auf dem Boden der Tatsachen.²⁹

Literatur

- Carnap, Rudolf [MN]: *Meaning and necessity. A study in semantics and modal logic*. (Chicago: The University of Chicago Press, second edition 1956).
- [RSE]: „Replies and systematic expositions“. In Schilpp (ed) [PORC]: 859-1013.
 - Clark, Peter / Hale, Bob (ed) [RP]: *Reading Putnam*. (Cambridge / Mass.: Blackwell, 1994).
 - Descartes, René [DDM]: *Discours de la méthode pour bien conduire sa raison, et chercher la vérité dans les sciences*. In Descartes [ODD]/VI: 1 ff. (= AT: VI, 1902).
 - [MDPP]: *Meditationes de prima philosophia*. In Descartes [ODD]/VII: 1 ff. (= AT: VII, 1904).
 - [ODD]: *Ceuvres de Descartes*. 12 Bde. (Charles Adam / Paul Tannery (eds); Paris: L. Cerf, 1897-1910).
 - [RDVP]: *La recherche de la vérité par la lumière naturelle*. In Descartes [ODD]/X: 489 ff. (= AT: X, 1908).
 - Frege, Gortlob [FBB]: *Funktion, Begriff, Bedeutung: Fünf logische Studien*. (Günther Patzig (ed); Göttingen: Vandenhoeck, 1986).
 - [ÜSB]: „Über Sinn und Bedeutung“. In Frege [FBB]: 40-65.
 - Kripke, Saul A. [NN]: *Naming and necessity*. (Cambridge / Mass.: Harvard UP, 1980).
 - Lewis, David [CTQM]: „Counterpart theory and quantified modal logic“. In Lewis [PP]: 26-46.
 - [C]: *Counterfactuals*. (Oxford: Blackwell, 1973).
 - [GS]: „General semantics“. In Lewis [PP]: 189-232.
- ²⁹ Ich danke Wolfgang Carl, Sandra Kanese, Tim Kraft, Kathi Köllermann, Stefanie König, Felix Mühlhölzer, Anne-Marie Pindur, James Pryor, Hilary Putnam, Sven Rosenkranz, Thomas Schmidt, Rainer Stolze, Tatjana Tarkian, Holm Terens und Oliver Wachsmuth für etliche heftige Diskussionen zum Gehirn im Tank. Dank an Ansgar Beckermann für wertvolle schriftliche Hinweise zu einer früheren Fassung dieses Aufsatzes. Mein besonderer Dank geht an die DFG für die Finanzierung eines tankbezüglichen Halbjahrs in Harvard und für die grosszügige Gewährung eines Forschungsstipendiums. – Voraussichtlich unter dem Titel *Wirklichkeit ohne Illusionen* wird demnächst bei Mentis meine Habilitationsschrift erscheinen, in der ich eine neue referenztheoretische Fassung des Putnam-Beweises entwickle und gegen weit mehr Einwände verteidige, als in diesem Aufsatz möglich war.

- [PP]: *Philosophical papers: Volume I.* (Oxford: Oxford University Press, 1983).
- Malcolm, Norman [D]: *Dreaming.* (London: Routledge & Kegan Paul, 1962).
- Müller, Olaf [SA]: *Synonymie und Analytizität: Zwei sinnvolle Begriffe. Eine Auseinandersetzung mit W.V.O. Quines Bedeutungskepsis.* (Paderborn: Schöningh, 1998).
- [TAAS]: „Trivialisert die Annahme analytischer Sätze den wissenschaftlichen Fortschritt.“ In C. Hubig / H. Poser (eds) *Cognitio Humana – Dynamik des Wissens und der Werte.* Band 1 (Leipzig, 1996), pp. 603-610.
- [ZES]: „Zur Ehrenrettung der Synonymie: Über einen Irrtum bei Quine“. In Georg Meggle (ed) *Analytomen 2: Proceedings of the 2nd Conference „Perspectives in Analytical Philosophy. Volume II: Philosophy of Language – Metaphysics.* (Berlin: de Gruyter, 1997), pp. 192-199.
- Pessin, Andrew / Goldberg, Sanford (eds) [TEC]: *The twin earth chronicle. Twenty years of reflection on Hilary Putnam's „The meaning of ‚meaning‘“.* (Armonk: Sharpe, 1996).
- Putnam, Hilary [CWOB]: „Crispin Wright on the brain-in-a-vat-argument“. In Clark et al. (ed) [RP]: 283-288.
- [IWNH]: „Is water necessarily H₂O?“ In Putnam [RWHF]: 54-79.
- [MLR]: *Mind, language and reality. Philosophical papers, volume 2.* (Cambridge: Cambridge University Press, 1975).
- [MOM]: „The meaning of ‚meaning‘“. In Putnam [MLR]: 215-271.
- [PN]: „Possibility and necessity“. In Putnam [RR]: 46-68.
- [RP]: *Renewing philosophy.* (Cambridge / Mass.: Harvard UP, 1992).
- [RR]: *Realism and reason. Philosophical papers, volume 3.* (Cambridge: Cambridge University Press, 1983).
- [RTH]: *Reason, truth and history.* (Cambridge: Cambridge UP, 1981).
- [RWHF]: *Realism with a human face.* (Cambridge / Mass: Harvard University Press, 1990).
- [S]: „Skepticism“. In Stamm (ed) [PiSA]: 239-268.
- Quine, Willard Van Orman [EN]: „Epistemology naturalized“. In Quine [OROE]: 69-90.
- [FLPO]: *From a logical point of view.* (Cambridge / Mass.: Harvard UP, second edition, revised, 1961).
- [OROE]: *Ontological relativity and other essays.* (New York: Columbia UP, 1969).
- [Q]: *Quiddities. An intermittently philosophical dictionary.* (Cambridge / Mass: Harvard UP, 1987).
- [RM]: „Reference and modality“. In Quine [FLPO]: 139-59.
- [TDOE]: „Two dogmas of empiricism“. In Quine [FLPO]: 20-46.
- [WO]: *Word and object.* (Cambridge / Mass.: MIT Press, 1960).
- Schilpp, Paul Arthur (ed) [PORC]: *The Philosophy of Rudolf Carnap.* (La Salle: Open Court, 1963).
- Stamm, Marcelo (ed) [PiSA]: *Philosophie in synthetischer Absicht – Synthesis in mind.* (Stuttgart: Klett-Cotta, 1998).

- Stroud Barry [TA]: „Transcendental arguments“. *The Journal of Philosophy* Vol. LXV No. 9 (May 2, 1968), pp. 241-256.
- Tarski, Alfred [CP]: *Collected papers. Volume 2. 1935-1944.* (Steven R. Givant / Ralph N. McKenzie (eds); Basel: Birkhäuser, 1986).
- [WIFS]: „Der Wahrheitsbegriff in den formalisierten Sprachen“. In Tarski [CP]: 51-198.
- Wright, Crispin [OPPT]: „On Putnam's proof that we are not brains in a vat“. In Clark et al. (eds) [RP]: 216-241.